

Norbert Kössinger

# Text und Kontext

## Das Papsttum in der Sangspruchdichtung des 13. Jahrhunderts

### 1 Einleitendes

Bei der Beschäftigung mit Sangspruchdichtung hat man schon immer das Verhältnis von Text und Kontext stark mit ins Kalkül gezogen. Diese Gattung der mittelalterlich-volkssprachigen Literatur eignet sich schon von daher gut als Beispiel, um der Frage nach dem Verhältnis von ideen- und sozialgeschichtlichen Perspektiven nachzugehen. Bei ›Sangspruchdichtung‹ als literarischer Gattung handelt es sich um eine Setzung der Germanistik des 19. Jahrhunderts, unter deren Label man im Lauf der vergangenen 150 Jahre praktisch alles subsumiert hat, was nicht dem Minnesang (oder dem formal eigenständigen Leich) zuzuordnen ist.<sup>1</sup> Mit dem Begriff dieses Genres waren früh auch recht eindeutige ästhetische Urteile verbunden, um nicht zu sagen ziemlich heftige Verurteilungen oder Verdikte, die den didaktischen Grundzug solcher Texte in einen scharfen Gegensatz zu ihren literarisch-poetischen Potentialen gestellt haben. Didaktische Lyrik, so hat man gesagt, sei eben nichts anderes als eine »*contradictio in adiecto*«.<sup>2</sup> In einer weit gefassten Definition hat Helmut Tervooren im Anschluss an Karl Stackmann Sangspruchdichtung als »konstatierende Poesie«<sup>3</sup> charakterisiert, und ihr konkret eine Vielfalt von thematischen Gegenstandsbereichen zugeschrieben:

[C]hristliche Glaubenslehre und allgemeine Weisheitslehre, Stände-, Herren- und Jugendlehre, allgemeine und spezielle Fragen einer Laienmoral, Ethik des höfischen Lebens, Reflexionen über den Zustand der Welt (meist als Klagen, in denen die miserable Gegenwart

---

<sup>1</sup> Zum Gegenstand im Ganzen vgl. Dorothea Klein, Jens Haustein, Horst Brunner, Holger Runow (Hg.): *Sangspruch / Spruchsang. Ein Handbuch*. Berlin, Boston 2019, speziell zur Gattungsfrage Holger Runow: *Sangspruchdichtung als Gattung* (statt einer Einleitung). In: ebd., S. 1–19, zu Gattungsinterferenzen und literarischen Kontexten, ebd., Kap. IV, S. 119–203, speziell zur Forschungsgeschichte Jens Haustein: *Forschungsgeschichte*. In: ebd., S. 27–37. Ich bleibe hier und im Folgenden beim eingeführten Begriff *Sangspruch*, ohne damit eine Entscheidung hinsichtlich potentieller Rezeptionsweisen vorwegzunehmen.

<sup>2</sup> Helmut Tervooren: *Sangspruchdichtung*. Stuttgart, Weimar 1995, S. 2.

<sup>3</sup> Ebd., S. 49.

---

**Norbert Kössinger, Magdeburg**

mit der Vergangenheit verglichen wird), gelegentlich Kunstkritik und -reflexion (d. h. auch Reflexion des eigenen künstlerischen Standpunkts), Naturbetrachtungen, Kosmologisches, Eschatologisches, zumindest bei einigen Dichtern, Politisches im engeren Sinne und immer wieder: Klagen über das Los der Fahrenden.<sup>4</sup>

Dass bei den genannten Stichworten sowohl den Freunden der Ideengeschichte als auch denen der Sozialgeschichte schon immer die Ohren geklingelt haben, liegt auf der Hand: Höfische Kultur, Kunst, Politik und Religion sind sehr große, vielleicht allzu große ›Formationen‹ einer Wissensgeschichte, die natürlich einen hohen Reiz und starke Anziehungskraft besitzen, konzeptionell und methodisch jedoch auch schnell verwässern und unspezifisch werden können, was sich gerade am Beispiel des bereits genannten Stichworts ›Politik‹ für die Forschungsgeschichte der Sangspruchdichtung, das immer wieder Anlass für größere Untersuchungen gegeben hat, anschaulich nachvollziehen lässt. Nur zu diesem Aspekt nochmals Tervooren mit seinem eindeutigen Plädoyer:

Man sollte den Begriff des Politischen aber wieder als inhaltliche Kategorie mit Bezug auf identifizierbare politische Ereignisse verwenden. Gebraucht man ihn nämlich als Oberbegriff für die Fülle der Themen, die etwa Walther in seinen Sangsprüchen anreißt (so ist er ja bei Maurer zu verstehen), wird er nichtssagend und man verfährt zudem noch anachronistisch.<sup>5</sup>

So weit, so gut, ein wesentliches Problem dieser Aussage liegt dann in der Konsequenz darin, Sangsprüche inhaltlich, in ihren Bezügen auf »politische Ereignisse« konkret und mit einiger Sicherheit zu identifizieren,<sup>6</sup> wie Tervooren es nun gerade einfordert, ganz abgesehen von den noch unberührten Fragen, was genau unter ›politisch‹ und was unter ›Ereignis‹ zu fassen sei.<sup>7</sup>

Damit sind wir auf der realhistorischen Seite der Forschung zur Sangspruchdichtung angekommen, die solche Referenzen eben meist auch nur zu einem bestimmten Grad wahrscheinlich machen konnte und kann. Ausnahmen bestätigen die Regel, aber Zuschreibungsunsicherheiten und zum Teil ganz erhebliche Spielräume für Interpretationen bleiben bekanntlich auch hier in aller Regel, wie die

<sup>4</sup> Ebd., S. 49. Der zuletzt genannte Punkt spielt auf die Tatsache an, dass viele Sangspruchdichter zu mobilen, sozial inferioren und randständigen Gruppen gehörten.

<sup>5</sup> Ebd., S. 50 sowie bereits S. 3. Die Aussage hat ihr Fundament im Kontext der Diskussion um Friedrich Maurers Untersuchung und Ausgabe der Sangsprüche Walthers von der Vogelweide mit dem Titel »politische Lieder« (Tübingen 1954 und Tübingen 1955).

<sup>6</sup> S. dazu die unten behandelten Beispiele.

<sup>7</sup> Zu letzterem Begriff nun aus einer erzähltheoretischen Perspektive: Hartmut Bleumer: Ereignis. Eine narratologische Spurensuche im historischen Feld der Literatur. Würzburg 2020. Zu dem ersten Begriff vgl. Ulrich Müller: Untersuchungen zur politischen Lyrik des deutschen Mittelalters. Göppingen 1974.

im Folgenden zu behandelnden Beispiele zeigen werden. Mit Robert Musils *Reisen vom Hundertsten ins Tausendste* könnte man – den Bogen sicher leicht überspannend – im Blick auf historische Rekonstruktionen auch für dieses Feld festhalten: »Die berühmte historische Distanz besteht darin, dass von 100 Tatsachen 95 verlorengegangen sind, weshalb sich die verbliebenen ordnen lassen, wie man will.«<sup>8</sup>

Dass der Königsweg einer gegenwärtigen und zukünftigen Literaturwissenschaft nicht darin bestehen kann, sich auf die eine – ideengeschichtliche – oder auf die andere – sozialgeschichtliche – Seite zu schlagen, um die methodischen Ansätze gegeneinander auszuspielen, erscheint dabei als absolut einsichtig und nachvollziehbar.<sup>9</sup> Natürlich werden sich immer Konstellationen ergeben, bei denen Lektüren, Analysen und Interpretationen aus einer bestimmten Perspektive besonders weit führen und mehr überzeugen als andere. Es sei an dieser Stelle zumindest aber auch die Frage gestellt, ob Literaturwissenschaftler dem hohen Anspruch einer Vermittlungsleistung mit Kontextualisierung literarischer Texte immer voll gerecht werden können und wie die Relationierung von Text und Kontext überhaupt geleistet werden kann.<sup>10</sup> Müssen dafür nicht laufend Kompetenzen in einem kaum vertretbaren Maß überschritten werden? Sollte man als Interpret nicht am besten gleichzeitig Literaturwissenschaftler, Historiker, Rechtshistoriker, Theologe etc. sein, um Texte angemessen zum Sprechen bringen zu können? Anders – und wieder einigermaßen überspitzt – gesagt: Sollten wir uns nicht eher darauf konzentrieren, Texte zu erklären als immer gleich die ganze Welt?<sup>11</sup> Wofür ich – wiederum ins Positive gewendet – plädieren möchte, ist eine Rückkehr zu einem heute aus der Mode gekommenen Stichwort, das im Übrigen auch in der Einleitung zum Band nur am Rande (und in einem recht engen Sinne) vorkommt und meiner Meinung nach eine

---

**8** Robert Musil: *Reisen vom Hundertsten ins Tausendste*, Gesammelte Werke II, S. 622f., zitiert nach Aleida Assmann: *Formen des Vergessens*. Göttingen 2016, S. 195. Sucht man nach modernen Beispielen für solche Textsorten, die stark an tagesaktuelle Themen gebunden sind und deren berühmter ›Witz‹ sich schnell verliert und im Nachhinein oft nur mehr bruchstückhaft rekonstruiert werden kann, dürfte man an dieser Stelle etwa an Zeitungskolumnen wie das *Streiflicht* der *Süddeutschen Zeitung* oder Sigi Sommers in der *Abendzeitung* erschienene Kolumne *Blasius, der Spaziergänger* erinnern.

**9** Zu Begriff und Konzept von ›Kontext‹ vgl. Lutz Danneberg: *Kontext*. In: Harald Fricke, Klaus Grubmüller, Jan-Dirk Müller, Klaus Weimar (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Bd. II. Berlin u. a. 2000, S. 333–337.

**10** Vgl. dazu die Einleitung, S. 6–11.

**11** Vgl. mit einem Plädoyer, das in eine ähnliche Stoßrichtung geht, den Beitrag von Stephan Müller im vorliegenden Band.

Neubewertung und Neueinschätzung verdient hätte, nämlich eine Rückkehr zur *Philologie*, verstanden als »Wissenschaft, die Texte der Vergangenheit verfügbar macht und ihr Verständnis erschließt«<sup>12</sup>. Angesprochen war und ist mit der zitierten Kurzdefinition von Karl Stackmann unter dem Lemma ›Philologie‹ aus dem *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* jedenfalls ein denkbar weites Spektrum an »Fertigkeiten, die der historischen Textpflege dienlich sein sollen«<sup>13</sup> und die selbstverständlich ideen- und sozialgeschichtliche Ansätze immer miteinschließt. Das ›Erschließen von Verständnis‹ ist eben ohne Kontext(e) nicht möglich. Es ist nur die Frage, welchen Stellenwert letztere(r) jeweils einnehmen soll(en). In den Mittelpunkt rückt bei einer philologischen Herangehensweise jedenfalls als Ausgangspunkt und zentraler Gegenstand der literarische Text selbst, der aus einer fachdisziplinär fundierten Perspektive auf außer- und innerliterarische Kontexte hin befragbar wird.<sup>14</sup>

Versuchsweise möchte ich das eben Skizzierte an drei Beispielen aus dem Bereich der Sangspruchdichtung des 13. Jahrhunderts zur Diskussion stellen, wobei es bei den folgenden exemplarischen Lektüren einerseits gerade nicht darum gehen soll, historische bzw. theologische Konzepte des hochmittelalterlichen Papsttums zwischen Innozenz III. (Papat 1198–1216) und Bonifatius VIII. (Papat 1294–1303) an die Sangspruchdichtung heranzutragen.<sup>15</sup> Es geht mir andererseits

---

**12** Karl Stackmann: *Philologie*. In: Harald Fricke, Klaus Grubmüller, Jan-Dirk Müller, Klaus Weimar (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Bd. III. Berlin u. a. 2003, S. 74–79, hier S. 74. Vgl. auch die Einleitung zum Band, S. 5f.

**13** Hans Ulrich Gumbrecht: *Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen Impuls im wissenschaftlichen Umgang mit Texten*. Aus dem Amerikanischen von Joachim Schulte. Frankfurt a.M. 2003, S. 11. Skeptisch zur gegenwärtigen Karriere des Begriffs ›Philologie‹ bereits Stackmann (s. Anm. 12), S. 78.

**14** Vgl. in diesem Sinne Jan-Dirk Müller: *Überlegungen zu einer mediävistischen Kulturwissenschaft*. In: Ders.: *Mediävistische Kulturwissenschaft. Ausgewählte Studien*. Berlin, New York 2010, S. 1–8. Die Debatte um die sogenannte ›New Philology‹ bleibt an dieser Stelle bewusst ausgeklammert.

**15** Eine Geschichte des Verhältnisses von mittelalterlichem (vorreformatorischem) Papsttum und deutschsprachiger Literatur (sowie der anderen europäischen Volkssprachen) ist noch zu schreiben. Eine solche müsste ansetzen bei der *Altsächsischen Allerheiligenhomilie* (2. Hälfte 10. Jahrhundert) und bei Notkers des Deutschen († 1022) Prolog zu seiner Bearbeitung der *Consolatio Philosophiae* des Boethius. An einschlägiger Literatur sei genannt: Helga Schüppert: *Kirchenkritik in der lateinischen Lyrik des 12. und 13. Jahrhunderts*. München 1972. Alois M. Haas: *Civitas ruinae*. Heinrich Seuses Kirchenkritik. In: Johannes Janota (Hg.): *Festschrift Walter Haug und Burghart Wachinger*. Bd. 1. Tübingen 1992, S. 389–406. Hans-Jürgen Becker: *Das Spannungsfeld Kaisertum – Papsttum – Konzil aus der Sicht des Konrad von Megenberg*. In: Edith Feistner (Hg.): *Konrad von Megenberg (1309–1374). Ein spätmittelalterlicher »Enzyklopädist« im europäischen Kontext*. Wiesbaden 2011, S. 329–344. Mit konziliengeschichtlichem

auch nicht darum, sozial- und ideengeschichtliche Interpretationsversuche, wie sie zu den Texten teilweise bereits vorliegen, zu harmonisieren, gegeneinanderzustellen oder gar gegeneinander auszuspielen. Ich gehe vielmehr jeweils von Lektüren der Texte aus und versuche von dort aus nach dem spezifisch literarischen Potential der Texte zu fragen. Dabei wird sich dann zeigen, dass ideen- und sozialgeschichtliche Konstrukte eine interpretatorisch zentrale Rolle einnehmen können, freilich in jeweils unterschiedlichem Maße. Ich gehe dabei bewusst nicht von der Spruchdichtung Walthers von der Vogelweide aus, die in vielfacher Hinsicht eine Sonderstellung einnimmt und aus dieser Untersuchung ausgeklammert bleiben soll.<sup>16</sup> Die Textauswahl ist abgesehen von dieser Entscheidung – zugegebenermaßen – einigermaßen willkürlich und durch eigene Lektüreinteressen geleitet zustande gekommen. Anspruch auf systematische oder thematische Vollständigkeit erhebt sie selbstverständlich nicht.<sup>17</sup>

## 2 Exemplarische Lektüren

### 2.1 Der Marner, Ton XII,2

Das erste Beispiel ist die zweite Strophe aus Ton XII des Marners, eines oberdeutschen Spruchdichters, der Texte in deutscher und in lateinischer Sprache produziert hat. Er ist über Gönnernennungen von den 1230er bis zu den 1260er Jahren für uns fassbar.<sup>18</sup> Die ausschließlich in der Großen Heidelberger Lieder-

---

Fokus Michele C. Ferrari, Klaus Herbers, Christiane Witthöft (Hg.): Europa 1215. Politik, Kultur und Literatur zur Zeit des IV. Laterankonzils. Wien, Köln, Weimar 2018.

**16** Vgl. Walther von der Vogelweide: Werke. Gesamtausgabe. Bd. 1: Spruchlyrik. Mhd. / Nhd. Hg., übersetzt und kommentiert von Günther Schweikle. 3., verbesserte und erweiterte Auflage. Hg. von Ricarda Bauschke-Hartung. Stuttgart 2009. Speziell zum Unmutston vgl. Susanne Padberg: *Ah! wie kristenliche nû der bâbest lachet*. Walthers Kirchenkritik im Unmutston (Edition, Kommentar, Untersuchungen). Herne 1997.

**17** Das könnte nur eine Untersuchung größeren Stils leisten, die dann u. a. auch Walther von der Vogelweide den angemessenen Platz einzuräumen und zunächst eine heuristisch verlässliche Textgrundlage zu erarbeiten hätte.

**18** Zum Autor vgl. Burghart Wachinger: Der Marner. In: <sup>2</sup>VL 6 (1987), Sp. 70–79 und Bd. 11 (2004), Sp. 978 sowie Eva Willms: Der Marner. In: Wilhelm Kühlmann u. a. (Hg.): *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*. 2. vollständig überarbeitete Aufl. Berlin, Boston 2010, Bd. 7, S. 697f.

handschrift (C, um 1300) überlieferte Strophe, die »ohne Zweifel zu den anschaulichsten und in ihrer Bauweise überzeugendsten des Marner-Œuvres gehört«<sup>19</sup> und die eine sogenannte Alment<sup>20</sup> darstellt, lässt sich gut nachvollziehbar entlang ihres Aufbaus als Kanzone beschreiben. Der erste Stollen lautet:<sup>21</sup>

Got helfe mir daz mîniu kinder niemer werden alt,  
sît daz ez in der werlte ist sô jæmerlîch gestalt:  
wie stât ez über drîzec jâr,  
sît man die pfaffen siht sô sêre strîten?

(Gott helfe mir, dass meine Kinder nicht alt werden,/ da es auf der Welt so elendiglich zugeht!/ Wie wird das in dreißig Jahren sein,/ da man die Pfaffen sich so sehr bekämpfen sieht?)

Gezeichnet wird hier eine negative Welt, deren Grundübel daher rührt, dass die *pfaffen* [...] *sô sêre strîten* (V. 4). Verbunden ist diese momentane Situation und sind die Erwartungen für die kommenden Generationen mit der »scheinbar persönliche[n] Bitte«, »in der es ein Vater seinen Kindern nicht wünschen kann, *alt* zu werden.«<sup>22</sup> Es erscheint fast überflüssig, zu erwähnen, dass die ältere Forschung den ersten Vers wörtlich-biographisch gelesen hat, so etwa Philipp Strauch 1876: »Was sein [sc. des Marners] Privatleben betrifft, so sehen wir aus XII,2, dass er [sc. der Marner] verheiratet war und Kinder besass.«<sup>23</sup> Ob das nun

<sup>19</sup> Vgl. Jens Haustein: *Marner-Studien*. Tübingen 1995, S. 168, dessen Analyse und Interpretation meine Lektüre im Kern hier folgt. Die Strophe ist in der Handschrift gerahmt von zwei Marienpreis-Strophen (XII,1 und XIII,1). Die Vaterunser- und Ave Maria-Versifizierung in XII,3, die thematisch eine schöne Rahmung darstellen würde, findet sich nicht in C, sondern nur in Handschrift E. Vgl. dazu Haustein (ebd.), S. 96–100.

<sup>20</sup> D. h. einen Ton, der einem Sangspruchdichter namens Stolle zugeschrieben wird und von mehr als einem Autor genutzt wurde. Vgl. dazu Gisela Kornrumpf, Burghart Wachinger: *Alment*. Formentlehnung und Tönegebrauch in der mhd. Spruchdichtung. In: Christoph Cormeau (Hg.): *Deutsche Literatur im Mittelalter. Kontakte und Perspektiven*. Hugo Kuhn zum Gedenken. Stuttgart 1979, S. 336–411, hier insbes. S. 366. Vgl. auch Volker Zapf: *Stolle und die Alment*. Einführung – Edition – Kommentar. Göttingen 2010, S. 9–33, mit Abdruck der behandelten Marner-Strophe auf S. 118.

<sup>21</sup> Der Text folgt Haustein: *Marner-Studien* (s. Anm. 19), S. 167 f. Vgl. auch Philipp Strauch (Hg.): *Der Marner*. Strassburg 1876, S. 98, sowie Eva Willms (Hg.): *Der Marner*. Lieder und Sangsprüche aus dem 13. Jahrhundert und ihr Weiterleben im Meistersang. Berlin, New York 2008, S. 152–154. Die nhd. Übersetzung nach: *Mittelhochdeutsche Sangspruchdichtung des 13. Jahrhunderts*. *Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch*. Hg., übersetzt und kommentiert von Theodor Nolte und Volker Schupp. Stuttgart 2011, S. 51.

<sup>22</sup> Beide Zitate aus Haustein: *Marner-Studien* (s. Anm. 19), S. 168.

<sup>23</sup> Strauch: *Der Marner* (s. Anm. 21), S. 22.



Der Abgesang thematisiert nun die »gegenwärtige Pervertierung« (*nû*, V. 9) der päpstlichen (und bischöflichen) Insignien und der mit ihnen verbundenen geistlichen Werte:

*nû* sint die stôle worden swert  
 die vehtent niht nâch sêlen wan nâch golde. 10  
 wer hât iuch bischof daz gelêrt,  
 daz ir under helme rîtent, dâ diu infel süenen solde?  
 iur krumber stap, der ist gewachsen zeinem langen sper,  
 die werlt habt ir betwungen gar,  
 iur muot stât anders niht wan: »gib eht her!« 15

(Jetzt sind die Stolen zu Schwertern geworden,/ sie kämpfen nicht um die Seelen, sondern um Gold./ Wer hat Euch, Bischof, gelehrt, unter dem Helm zu reiten, wo doch die Mitra lossprechen sollte?/ Euer Krummstab hat sich zu einer langen Lanze ausgewachsen,/ Ihr habt die Welt ganz bezwungen./ Euer Sinn ist auf nichts anderes gerichtet als: »Gib bloß her!«)

An die Stelle der *stôle* tritt das *swert*, an die der *infel* der *helm*, der *krumbe stap* ist zum *langen sper* gewachsen. »Am Ende steht das Bild eines Ritters mit Schwert, Helm und Speer, eines Raubritters, vor Augen«<sup>28</sup>, wie Jens Haustein festgehalten hat. Die geistlichen Attribute – nicht nur diejenigen des Papstes, sondern auch die der Bischöfe als höchste kirchliche Amtsträger und die der Geistlichkeit im Allgemeinen, die bereits in V. 4 adressiert wird – werden weltlich umgedeutet wie auch das Handeln, die Ziele des Handelns und die Motivation des Handelns selbst: *temporalia* anstelle von *spiritualia*, *vehten* (V. 10) statt *enbinden* (V. 6), Gold statt Seelen (V. 10), Unterwerfung (V. 14) statt Sündenvergebung (V. 8), imperativisches Einfordern (V. 15) statt verantwortungsvolle Petrusnachfolge (V. 6). Diejenigen, die der Idee nach Hirten sein sollten, werden zu Raubrittern gemacht, also zu Figuren, die in der Vorstellung genau auf der anderen Seite der Werteskala stehen.

Lassen sich Text und Kontext dieser Papstkritik noch weiter engführen? Eine genaue historische Einordnung der Strophe ist nicht möglich und soweit ich sehe, hat man das auch – abgesehen von Strauchs Ansatz zu einer biographischen Lesart – gar nicht weiter versucht.<sup>29</sup> Es fehlt einfach jeder inhaltliche Anhaltspunkt für Aussagen darüber, wann, über wen, zu wem und in welche

<sup>28</sup> Haustein: Marner-Studien (s. Anm. 19), S. 169.

<sup>29</sup> Vgl. aber den Hinweis von Willms: Der Marner (s. Anm. 21), S. 153 auf Hohmann, der das Interregnum (1245–1273) als Entstehungszeitraum ansetzt. Stefan Hohmann: Friedenskonzepte. Die Thematik des Friedens in der deutschsprachigen politischen Lyrik des Mittelalters. Köln u. a. 1992, S. 99.



konkrete Situation vom Autor hineingesprochen wird. Die Zeitangabe in V. 3 darf man sicher hyperbolisch als einen generationenumgreifenden Zeitraum lesen.<sup>30</sup> Welcher Papst gemeint ist, welche Bischöfe angesprochen werden, bleibt im Nachhinein offen. Klar ist nur, dass der Text ganz allgemein und topisch das »Streben der Geistlichkeit nach Geld und – damit verbunden – ihr Teilnehmen an weltlich-kriegerischen Auseinandersetzungen«<sup>31</sup> kritisiert. Verantwortlich dafür ist der Papst als höchster kirchlicher Würdenträger überhaupt, wobei – und das ist für einen ideengeschichtlichen Zugriff durchaus relevant – sich der Marner auf die Anfänge der Tradition des Papstamtes mit seinem ersten Vertreter beruft und literarisch mit symbolisch höchst signifikanten Zeichen gegenwärtiger Macht spielt. Von daher gesehen war dieser Text sicher für den Wiedergebrauch zu verschiedenen Zeiten geeignet und die Verwendung eines Tons, den der Marner sonst für eine geistliche Thematik verwendet, mag ein besonderes Spiel mit bestimmten Erwartungshaltungen darstellen.

## 2.2 Reinmar von Zweter, Frau-Ehre-Ton 214

Das zweite Beispiel stammt von Reinmar von Zweter, einem fahrenden Berufsdichter, der in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts gehört. Archivalische Evidenz gibt es wie zum Marner auch zu ihm nicht.<sup>32</sup> Biographische Spuren und historische Kontexte können allein aus seinen Sprüchen rekonstruiert werden, was für den folgenden, nur in der Großen Heidelberger Liederhandschrift überlieferten Spruch im Frau-Ehre-Ton ebenfalls nicht mit Gewissheit möglich ist. Der erste Stollen lautet:<sup>33</sup>

Daz eine daz gehœret an  
dem bâbest, der mit dem buoche sêre twingen kan:  
mit im unt mit dem banne sol er vaste drôuwen zaller zît.

(Das eine das gehört/ dem Papst, der mit dem Buch stark bedrängen kann:/ Mit ihm und mit dem Kirchenbann soll er mit Nachdruck zu aller Zeit drohen.)

<sup>30</sup> Haustein: Marner-Studien (s. Anm. 19), S. 168.

<sup>31</sup> Ebd.

<sup>32</sup> Zum Autor vgl. Horst Brunner: Reinmar von Zweter. In: <sup>2</sup>VL 7 (1989), Sp. 1198–1207 und 11 (2004), Sp. 1298, sowie Christoph Huber, Michael Baldzuhn: Der Marner. In: Killy Literaturlexikon (Anm. 18) 9 (2010), S. 538–540.

<sup>33</sup> Gustav Roethe (Hg.): Die Gedichte Reinmars von Zweter. Mit einer Notenbeilage. Leipzig 1887, S. 516. Die nhd. Übersetzung stammt von mir. Die Strophe ist in C gerahmt von einer Strophe mit Aufforderung zur Buße (Roethe 219) und einer Rätselstrophe (Roethe 220).

Angesprochen werden die päpstlichen Amtspflichten, die dieser mit *buoch* und mit *banne* gegebenenfalls durchsetzen kann. *buoch* kann sich dabei sowohl konkret auf die Bibel als auch auf jede andere schriftlich niedergelegte Form von Wahrheit und Recht beziehen. *ban* ist der rechtlich wirksame kirchliche Ausschluss eines Sünders aus der Gemeinschaft des gläubigen Gottesvolkes, entweder als irreversible Exkommunikation (*excommunicatio maior*) oder als temporärer Ausschluss (*excommunicatio minor*) vom Empfang der Sakramente.<sup>34</sup> Der zweite Stollen:

Daz ander sol ein keiser nemen:  
 stuol unde swert unt ouch daz rîche mac im wol gezemen: 5  
 sol er gerihtes walten, sô mac er niht belîben âne strît.

(Das andere soll ein Kaiser empfangen:/ Thron und Schwert und auch das Reich können ihm gut anstehen:/ Muss er der Rechtsprechung obwalten, kann er nicht ohne Streit bleiben.)

Reinmar schwenkt zu den kaiserlichen Amtspflichten, die ihren Ausdruck in Thron (*stuol*)<sup>35</sup>, Schwert und der Sorge um das Reich finden sowie in der Durchsetzung von Recht, das allerdings nicht *âne strît* (V. 6) zu haben sei. Angeknüpft wird wiederum explizit an die Tradition des hl. Petrus (V. 8):

Ir fullemunt der edeln Cristenheite,  
 Sent Pêters kemphe, des sît ir guot geleite,  
 daz die gerechten überwinden,  
 die rehtes widersachen sint, 10  
 des bitet manger muoter kint:  
 hilf, hêrre Got, daz wir gerihte vinden!

(Ihr Fundament der edlen Christenheit,/ Mitstreiter Sankt Peters, dafür sollt ihr ein guter Begleiter sein,/ dass die Gerechten diejenigen überwinden mögen,/ die Gegner des Rechts sind,/ darum bitten die Kinder vieler Mütter:/ »Hilf, Herrgott, auf dass wir Gerechtigkeit finden!«)

<sup>34</sup> Wackernagel konjiziert *buoche* zu *vluoche* (vgl. Roethe: Die Gedichte Reinmars von Zweter [s. Anm. 33], S. 516, Apparat zu V. 2), was aber im Blick auf *ban* als redundant erscheint. Zur Semantik der beiden Begriffe *buoch* und *ban* im Mhd. vgl. die entsprechenden Artikel des neuen Mittelhochdeutschen Wörterbuchs in der Onlineversion: <http://www.mhdwb-online.de> (7.10.2020). Vgl. zu *ban* und *buoch* auch bereits ähnlich die Position Roethes (s. Anm. 33), S. 623.

<sup>35</sup> Die Große Heidelberger Liederhandschrift liest an dieser Stelle *stole*. Roethe und vor ihm bereits Wackernagel konjizieren zu *stuol*. Ich folge beiden, da eine Zuschreibung der Stola als einem zentralen geistlichen Symbol an den Kaiser nicht mit guten Gründen anzunehmen ist. Vgl. auch dazu Roethe: Die Gedichte Reinmars von Zweter (s. Anm. 33), S. 623.

Für die Durchsetzung von Recht und Gerechtigkeit ist aber nun ausschließlich der Kaiser zuständig<sup>36</sup>, der als Kämpfer für das *patrimonium Petri*, gewissermaßen in der Tradition seit Konstantin dem Großen, als Fundament der Christenheit für den Papst streitet. Der Hilferuf an Gott um angemessenes Recht und ordentliche Gerichtsbarkeit als Wunschzustand im Kontrast zur realen Situation wird hier gegenläufig zur Marner-Strophe an das Ende verlegt und den *kint* (V. 11) als Bitte in den Mund gelegt. Die Aufgabenverteilung zwischen Papst und Kaiser wird wieder über Symbole – *buoch*, *stuol* und *swert* – strukturiert, wobei in beiden Fällen auch Formen der rechtlichen ›Exekutive‹ – *ban* und *strît* – benannt werden. Beide Mächte werden dabei in ihrer Verwiesenheit aufeinander dargestellt, mit Präferenz für den Papst, der zuerst genannt wird und dem seine Macht ›angehört‹ (V. 1), wohingegen der Kaiser seine Aufgaben *nemen* (V. 4) muss und diese ihm ggf. gut anstehen (*wol gezemen*, V. 5).

Eine konkrete Möglichkeit der historischen Kontextualisierung besteht auch hier nicht: Die Strophe beschreibt ganz generell und ohne kritische Untertöne das Verhältnis von *sacerdotium* (*Daz eine*, V. 1) und das in Gestalt des Kaisers in die Pflicht genommene *imperium* (*Daz ander*, V. 4) mit der performativ raffiniert ans Ende gesetzten Bitte, in die sich der Autor in der Art eines Gebets selbst miteinschließt (*wir*, V. 12).

## 2.3 Bruder Wernher, Ton I, 4

Das dritte und letzte Beispiel stammt aus dem Corpus eines Spruchdichters namens Bruder Wernher, wieder ein fahrender, äußerst produktiver Berufsdichter, wieder aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, über den wir – bei aller Vorsicht – biographisches Wissen nur aus seinen Texten selbst erschließen können.<sup>37</sup> Auch in der Strophe, auf die ich näher eingehen möchte (Ton I, 4), werden »anhand des Changierens zwischen Idealzustand und Realität«<sup>38</sup> zunächst Aufgaben und – hier noch konkreter als bei den bereits analysierten Strophen Reinmars von Zweter und des Marner – Fehlverhalten von Kaiser und vor allem von Seiten des Papstes in den Blick genommen. Eingangs wer-

<sup>36</sup> In der Handschrift steht nicht *Ir*, sondern *Er*, also eigentlich eine Anredeform in der dritten Person. Vgl. dazu die Überlegung (*Her?*) Roethes (s. Anm. 33), S. 623.

<sup>37</sup> Vgl. zum Autor v. a. Horst Brunner: Bruder Wernher. In: <sup>2</sup>VL 10 (1999), Sp. 897–903, Claudia Händl: Bruder Wernher. In: Killy Literaturlexikon (s. Anm. 18) 12 (2011), S. 325f. sowie die Neuausgabe von Ulrike Zuckschwerdt: Bruder Wernher: Sangsprüche. Transliteriert, normalisiert, übersetzt und kommentiert, Berlin, Boston 2014, zum Autor insbes. S. 6–26.

<sup>38</sup> Zuckschwerdt: Bruder Wernher (s. Anm. 37), S. 87.

den barmherzige Sündenvergebung und das Sprechen von Recht unter Maßgabe von Objektivität als zentrale Amtspflichten genannt:<sup>39</sup>

Ein rehter bâbes, der solde vergeben  
dem sündære sîne missetât.  
ein rehter kaiser solde rihten gar ân allen haz.  
sît daz ir reht niht rehte anstât,  
des krenket sich ir beider leben. 5

(Ein gerechter Papst sollte/ dem Sünder sein Vergehen vergeben./ Ein gerechter Kaiser sollte ganz und gar unvoreingenommen Recht sprechen./ Da ihr Recht nicht gerecht ist,/ wird ihr beider Leben zunichtegemacht.)

Da aber beiderlei Rechte in der momentanen Situation offensichtlich nicht in idealer Weise realisiert sind (man vergleiche das konjunktivische *solde* in V. 1 und 3), schwächen sich Kaiser und Papst gegenseitig.<sup>40</sup> Der Rest der Strophe formuliert praktisch ausschließlich und in recht expliziter Weise Kritik am Papst. Zuckschwerdt fasst zusammen:

Person A kritisiert also nicht aus persönlichen Gründen Person B, sondern das offensichtliche Fehlverhalten des Papstes wird »lediglich« benannt, die Diskrepanz zwischen Gottes Vorgaben und päpstlichem Verhalten ausformuliert. Und dafür braucht es keine konkrete Sprecher-Instanz, da nur wiedergegeben wird, was ohnehin allgemein ersichtlich ist.<sup>41</sup>

Der Spruch fährt fort:

daz zimet dem bâbese niht. got selbe gebôt ime daz,  
daz er tete wider übele guot.

(Das ist dem Papst nicht angemessen. Gott selbst befahl ihm,/ dass er gegen Böses Gutes tun solle.)

Appelliert wird hier wie zuvor an das, was einen *rehten* (weltlichen wie geistlichen) Herrscher auszeichnet, nämlich Gut und Böse nicht miteinander zu vermischen. Im Unterschied zum Textbeginn wird das Auseinandertreten von Ideal und Wirklichkeit aber nicht einfach nur generell konstatiert, sondern es

<sup>39</sup> Mhd. Text und nhd. Übersetzung folgen Zuckschwerdt (ebd.), S. 87 und S. 89. Die Strophe ist nur in der Jenaer Liederhandschrift (J) überliefert.

<sup>40</sup> Ebd., S. 87 und S. 90 fasst *krenken* (V. 5) sehr stark im Sinne von »zunichtemachen« auf. Ich würde etwas anders akzentuieren, bleibe aber oben bei der Übersetzung von Zuckschwerdt.

<sup>41</sup> Ebd., S. 90.

scheinen »konkretere Ereignisse«<sup>42</sup> als Anknüpfungspunkte dahinter zu stehen, die *nû*, also aktuell relevant sind:

nû wil die übele mit der güete diu kristenheit versnîten.  
 ein rehter bâbes, der lieze dem keisere valschen muot,  
 er lieze ouch niht durch in die armen kristen überrîten. 10  
 wil er volenden sînen zorn, sô wirt ir beider schulde grôz.  
 suln wir dâ under sîn verlorn, sô werdent sie dâ umbe Lûzifers genôz.

(Jetzt möchte die Christenheit das Böse mit dem Guten vermischen.<sup>43</sup> / Ein gerechter Papst würde dem Kaiser die schlechte Gesinnung verzeihen, / er ließe auch nicht seinetwegen die armen Christen mit Krieg überziehen. / Wenn er seinen Zorn [jedoch] ausleben will, wird die Schuld von beiden groß. / Wenn wir deswegen verloren sein sollen, werden sie dadurch Luzifer ebenbürtig.)

Im letzten Vers, der in der Tat – wie bereits von Zuckschwerdt festgehalten – den Charakter eines »Paukenschlag[s]«<sup>44</sup> hat, treten nun die Instanzen klar auseinander. Zum einen das kollektive *wir*, dem der Sprecher selbst zugehört – die Gemeinschaft der Gläubigen, die dem Untergang geweiht ist, wenn sich die Situation nicht verändert und wenn er, d. h. der Papst, *sînen zorn volenden wil*. Auf der anderen Seite stehen *sie* – also Kaiser und Papst – die sich beide im Fall des definitiven Untergangs zu Gleichgesinnten Luzifers machen. Die Opposition von *sie* und *wir* in V. 12 ist aus sozialhistorischer Perspektive genauer zu differenzieren: Der Autor/Sprecher stellt sich nicht gegen den Papst auf die Seite des Kaisers, sondern mit dem gemeinschaftlichen *wir* auf die Seite der Christenheit, der seine ganze Sorge gelte.<sup>45</sup>

Dadurch schlägt der Autor/Sprecher den Papst dem antagonistischen Lager nicht einfach deterministisch zu, sondern überlässt dem Pontifex selbst die Verantwortung, auf welcher Seite er sich positionieren will: Mit dem *wir* der Christenheit oder mit Luzifer. Die so geäußerte Kritik ist einerseits scharf, da geradezu hyperbolisch und maximal binär formuliert (der Petrusnachfolger als Höllenfürst), andererseits wird sie aber durch die Substitution von »Papsttum vs. Kaisertum« durch »Himmel und Hölle« entschärft und uneindeutig gemacht. Auf diese Weise wird ein eigentlich hochpolitischer Diskurs (so unspezifisch die in der Strophe bekundeten Details auch ausgeführt sein mögen) in eine pasto-

<sup>42</sup> Ebd., S. 90.

<sup>43</sup> Zur Diskussion des Textverständnisses vgl. die Hinweise ebd., S. 87 f.

<sup>44</sup> Ebd., S. 91.

<sup>45</sup> Vgl. ebd. Damit wird auch die Frage obsolet, für wen der Autor in diesem Spruch Partei ergreift. Vgl. ebd., S. 91 mit Bezug auf Udo Gerdes: Zeitgeschichte in der Spruchdichtung. Beobachtungen an der Lyrik Bruder Wernhers. In: Euphorion 67 (1973), S. 117–156, hier insbes. S. 154.

rale, d. h. seelsorgerische Rahmung transponiert, die dem Autor/Sprecher die infernal aufgeladene Rhetorik seiner Kritik überhaupt erst ermöglicht. Dies zeigt, wie die sprachlich spezifisch gebundene literarische Darstellung mit realhistorischen Kontexten nicht nur thematisch zusammenhängt, sondern dass die Diskurse auch nicht ohne Weiteres aus ihrer poetischen Form entnommen werden können. Wenn auf die oben gezeigte Weise Politik zu Religion und Religion zu Politik wird, kommt es zu einer (hier) unauflöslichen Verschmelzung, die einerseits reale Komplexitäten abbildet, andererseits nur im Medium der Literatur in dieser polyvalenten Form existieren kann: Der politische Gehalt lässt sich nicht einfach ›herauslösen‹. Insofern ist es nicht falsch, vom Vorhandensein bestimmter Diskurse in den Texten zu sprechen, allerdings muss immer mit reflektiert werden, dass hier nicht *die* Religion oder *die* Politik zutage tritt (die es *eo ipso* so natürlich auch gar nicht gibt), sondern eine spezifisch kodierte Darstellung von Religion und Politik.

Bleibt die Frage, ob sich der Inhalt historisch in konkreter Weise an ein ›Ereignis‹ anbinden lässt. Anders als bei den beiden Sprüchen des Marner und Reinmars von Zweter hat die Forschung im vorliegenden Fall Erwägungen für historische Kontextualisierungen angestellt, der Spruch zählt bei Zuckschwerdt zu den »eventuell datierbare[n]«<sup>46</sup>. Woher also rührt der *valsche muot* des Kaisers (welcher?), von welchem Papst ist die Rede und was führt zur Auseinandersetzung mit den *armen kristen*? In der Forschung wird *grosso modo* ein Zeitfenster von immerhin mehr als 14 Jahren benannt und man hat entweder für die Zeit nach Friedrichs II. zweiter Bannung im März 1239 durch Gregor IX., zum anderen für die Phase kurz vor Friedrichs Absetzung durch Innozenz IV. im Sommer 1245 plädiert. Weiter wagt sich auch Zuckschwerdt in der genannten Arbeit nicht vor:

Welche der beiden Phasen eher wahrscheinlich [Unterstreichung N.K.] ist, wage ich nicht zu entscheiden. Für den früheren Zeitpunkt spräche, dass in der Zeit unmittelbar nach der Bannung des Kaisers die Aussicht auf eine Versöhnung der gegnerischen Parteien noch realistischer ist als zum späteren Zeitpunkt, als sich die Fronten zwischen Friedrich II. und (jetzt) Innozenz IV. bereits stark verhärtet haben. [...] Dennoch wäre es falsch anzunehmen, dass zwischen Friedrich II. und Innozenz IV. die Bemühungen um Versöhnung später völlig zum Erliegen gekommen wären. Ganz im Gegenteil [...] Vor diesem Hintergrund erscheint es m. E. nicht ohne Weiteres möglich, einem der beiden oben genannten Zeiträume den Vorzug zu geben.<sup>47</sup>

<sup>46</sup> Ebd., S. 12. Im Korpus der insgesamt 76 Sprüche Bruder Wernhers finden sich nach Zuckschwerdt immerhin 11 datierbare.

<sup>47</sup> Ebd., S. 92.

Vielleicht muss und sollte man sich aber auch nicht entscheiden. Der Text passt gut zu beiden Kontexten und er konnte durch den Autor (oder einen anderen Vortragenden) zu beiden ›Anlässen‹ vorgetragen werden und somit eine längere Zeit zum Repertoire eines Sängers gehören. Das Bild, auf den der Sangspruch als programmatischer Höhepunkt zuläuft und aus dem er seine poetische Energie bezieht, ist ohne Zweifel die Luzifer-Parallele im letzten Vers und als letzte Worte: Auch Papst und Kaiser verfügen nicht über Heils- und Erlösungsgewissheit.

### 3 Resümee

Ich komme zum Schluss und versuche ein kurzes Resümee. Zugegeben: Die gewählten Textbeispiele sind sicher nicht die ›klassischen‹ Fälle, an die man denkt, wenn von Sangspruchdichtung und Papsttum in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters die Rede ist. Walthers von der Vogelweide Unmutston und die berühmte Reaktion Thomasins von Zerklære darauf, das sind vielleicht doch die exzeptionellen Sonderfälle, die oft genug (und sicher zu Recht) im Rampenlicht standen.<sup>48</sup> Und natürlich würde sich das Gesamtbild vom Papsttum in der Sangspruchdichtung nochmals anders darstellen, wenn man den Rahmen gesamteuropäisch setzen würde.<sup>49</sup> Mir kam es an den dargestellten Beispielen darauf an zu zeigen, dass sich auch in solchen Texten literarische Potentiale erschließen lassen, deren ›tagesaktuelle‹ Bezüge und eventuelle mündliche Kontexte für uns nicht mehr zugänglich sind. Für sie sind immer auch ideen- und sozialgeschichtliche Konstellationen relevant, die sich aber nicht ›enzyklopädisch‹ aus ihrer in Dichtung gegossenen Form lösen lassen; ›Text‹ und ›Kontexte‹ bedingen sich also gegenseitig.

Was lässt sich an den drei Sangsprüchen im Einzelnen nochmals festhalten? Dass die Zwei-Schwerter-Lehre, die Binde- und Lösegewalt, die Berufung auf die historische Tradition des Papsttums in der Tradition Petri in den Texten vorkommen, ist sicher keine Sensation. Für die Texte ist dieser topische Rückbezug auf konstitutive Ideen des Papsttums im Modus der Kritik jedoch ein wichtiges Merkmal zur Markierung der Diskrepanz von Ideal und Realität. Die

---

<sup>48</sup> S. oben Anm. 16.

<sup>49</sup> Ulrich Müller: *Sirventes und Sangspruch. Interkulturelle und anti-päpstliche Polemik. Beobachtungen und Überlegungen zur Wirksamkeit politischer Lyrik (nicht nur im Mittelalter)*. In: Dorothea Klein (Hg.): *Sangspruchdichtung. Gattungskonstitution und Gattungsinterferenzen im europäischen Kontext*. Internationales Symposium Würzburg, 15.–18. Februar 2006. Tübingen 2007, S. 95–128.

hier relevante Frage, die die Literaturwissenschaft zu stellen hat, zielt folglich stärker auf das ›Wie?‹ als auf das ›Was?‹: In den Beispielen 2.1 (Marner) und 2.2 (Reinmar von Zweter) war vor allem das Spiel mit geistlichen und weltlichen Machtinsignien herauszustellen, in Beispiel 2.3 (Bruder Wernher) die Erlösungsbedürftigkeit selbst der Mächtigsten, die in sprachlich radikaler Weise auf das Ende der Spruchstrophen hin konzipiert und klimaktisch performiert wird. Mindestens in diesen Aspekten gehen die Texte meiner Ansicht nach über rein ›Konstatierendes‹ hinaus. Die Sprüche vertreten eine Position, die sie anlassgebunden entfalten, die aber offen war für situative Anpassungen. Man wird von daher die grundsätzliche ›Anlässlichkeit‹ von Literatur im Mittelalter von der Beschreibung konkreter historischer Anlässe trennen müssen, die sich nur in seltenen Fällen eindeutig nachweisen lassen. Dass sich im Prozess der Literaturgeschichte »ästhetische Valenz [...] durch Unwiederholbarkeit«<sup>50</sup> konstituiert, kann unberührt davon gelten. Ich schließe mit einem Zitat von Michael Curschmann, das mir als ein nötig offenes, aber dennoch immer bei den Gegenständen selbst ansetzendes methodisches Credo für eine philologisch fundierte Kulturwissenschaft *in concreto* in seiner Einfachheit und Konsequenz besonders eingeleuchtet hat und immer noch einleuchtet. Curschmann schreibt:

Theorie ist doch das, was wir praktizieren – jedenfalls solange und soweit sie sich auf die Erhellung historischer Phänomene beziehen soll. Diese Phänomene aber fordern dem Interpretieren gerade auf dem hier begangenen Gebiet [d. h. hier dem weiten Interferenzbereich von Wort, Bild und Text, N. K.] hohe methodische Flexibilität ab und zugleich versagen sie ihm meist die Gewißheit, die sich getrost nach Hause tragen läßt. Was möglich ist und was natürlich nicht nur ich immer wieder versucht habe, ist dies: Aus dem durch Anschauung und Lektüre Eruierten Modelle zu bauen, die im jeweiligen historischen Zusammenhang eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich haben. Daß wir die Bedingungen unserer eigenen Existenz dabei nicht ausschalten können, ist klar, aber mit einiger Vorsicht in dieser Hinsicht sieht man dann doch wenigstens, wie es allem gegenwärtigen Anschein nach gewesen sein könnte. Wichtig ist deshalb aber auch, daß diese Modelle transparent und offen bleiben, so daß neue Erkenntnisse und neue Perspektiven sowie die Ergebnisse angrenzender Forschung inseriert werden können, ohne das Konstrukt gleich wieder zum Einsturz zu bringen.<sup>51</sup>

**50** Jan-Dirk Müller: Literaturgeschichte/Literaturgeschichtsschreibung. In: Dietrich Harth, Peter Gebhardt (Hg.): Erkenntnis der Literatur. Theorien, Konzepte, Methoden der Literaturwissenschaft. Stuttgart 1982, S. 195–227, hier S. 204.

**51** Michael Curschmann: Vorwort. In: Ders.: Wort – Bild – Text. Studien zur Medialität des Literarischen in Hochmittelalter und früher Neuzeit. 2 Bde. Baden-Baden 2007 (Saecula Spiritalia 43), Bd. 1, S. ix–xx, hier S. xvii.